

UKRAINE

Die Wächter von Ilitschiwsk

Fern der revolutionären Zentren durchleben die Provinzstädte Tage der Ungewissheit. Wird der Westen siegen? Wird alles Russische überrollt? Im Schatten einer Lenin-Statue geben Säufer, Sänger und Sowjetnostalgiker Antworten. *Von Takis Würger*



FABIAN WEIS / DER SPIEGEL

Beschützer der Lenin-Statue: „Noch sind der Ukraine Ruhm und Freiheit nicht gestorben“

Die Revolution erreichte die Stadt Ilitschiwsk in der Form eines Geräuchs. Drei Busse aus dem Westen der Ukraine seien auf dem Weg in die Stadt, hieß es, voll mit Männern und Waffen. Sie würden kommen, um den goldenen Lenin zu zerstören.

Die Statue misst rund sieben Meter und besteht aus gegossener Bronze. Sie steht auf einem Sockel aus schwarzem Granit und ist bemalt mit rotgoldenen Lack. Vor den Fassaden großer Plattenbauten sieht der Lenin aus wie ein sieben Meter großer Zwerg, der mit weiten Schritten durch die Welt schreitet, sein Gesichtsausdruck lässt vermuten, er wisse genau, wo es hingehet.

Kristina Fabrika ist in den bisherigen 21 Jahren ihres Lebens immer wieder an dieser Statue vorbeigekommen. Hier trug ihre Mutter sie als Baby spazieren, hier spielte sie als Mädchen Fangen, hier schaut sie kurz vorbei, wenn sie abends eine Runde durch die Stadt läuft.

Aber an diesem Abend Anfang März, während Männer in Uniform auf der Krim das Parlament besetzt halten und die russische Fahne gehisst haben, läuft Kristina vor der Statue auf und ab. Sie trägt eine Lederhose, eine Lederjacke und schwarze kniehohle Springerstiefel. „Das ist unsere Stadt“, sagt sie.

Ilitschiwsk liegt in der Provinz im Süden der Ukraine. Der Bürgermeister sagt, dass die Stadt mit ihren heute 60 000 Einwohnern nach dem Propheten Elias benannt worden sei. Die Leute auf der Straße sagen, der Name Ilitschiwsk komme von Lenins bürgerlichem Vornamen Iljitsch. Die Statue steht an der Lenin-Straße, am Ende einer Platanenallee. Zwischen den Plattenbauten der Stadt glänzt der goldene Lenin wie eine Sonne.

Ilitschiwsk ist weit weg vom Blut des Maidan. Die Mehrheit der Ukrainer wirft keine Molotowcocktails. Die Mehrheit sind Menschen wie Kristina, normale Menschen, auf sie kommt es jetzt an. Sie



Bei der Statue traf sie auf Hunderte anderer Menschen, einige mit Knüppeln in den Händen, die gekommen waren wie sie, um ihren Lenin zu schützen.

Sie füllten eine Öltonne mit Feuerholz und stellten Zelte auf gegen den Eisregen. Die meisten Menschen gingen nach Hause, als der Feind fortblieb. Ein paar harrten aus und hielten weiter Wache.

Bis das Gerücht auftauchte, war der Protest weit weg gewesen. Lwiw, das frühere Lemberg, feiert die Freiheit, Kiew brennt, auf der Krim fallen die Russen ein. Ilitschiwsk liegt ruhig am Schwarzen Meer nahe Odessa, hier brennt nichts, und niemand feiert. Die Stadt funktioniert einfach weiter, wie sie unter Janukowitsch funktioniert hat und früher unter den Sowjets. Die Menschen glaubten, sie seien sicher vor dem Chaos, das Regierungen stürzt, Menschen tötet und Monumente zerstört.

Seit dem Herbst, seit das Volk den Maidan in Kiew besetzt hatte, fallen in der Ukraine die Lenin-Statuen. Die Kommunistische Partei ließ sie errichten, als die Ukraine noch zur Sowjetunion gehörte.

Sie liest Bücher aus England, hört Musik aus Deutschland und träumt von Amerika.

Statuen zu Ehren von Wladimir Iljitsch Uljanow, genannt Lenin, dem Gründer der Sowjetunion. Sie sollten ein Symbol der Macht aus Moskau sein. Sie wurden zum Symbol der Revolution.

In Kiew zerrten Demonstranten den Lenin mit einem Stahlseil zu Boden, in Andrijewo-Iwaniwka spalteten sie die Statue, in Khmelnytsky rissen sie Lenin um und tanzten darauf, in Kotowsk schlugen sie ihm den Kopf ab.

Vor Kristinas Lenin flackern die Flammen in der Öltonne. Er steht noch. Die Beschützer haben dicke Scheiben Speck auf Stöcke gesteckt und rösten ihn über der Glut. „Für Vitamin C“, sagt eine Frau.

Die Frau spricht Russisch, so wie fast jeder in Ilitschiwsk. Kristina beherrscht Ukrainisch, aber es ist eine Fremdsprache für sie. Eine ihrer Großmütter wurde in einem Ort nahe Moskau geboren.

Kristina sagt, sie habe die Proteste in Kiew lange nicht zur Kenntnis genommen. Erst als die Chaoten auf dem Maidan die Polizei angriffen, habe sie gewusst, so sagt sie, dass es Krieg geben werde.

Kristina wohnt bei ihren Eltern. In ihrem Zimmer, in einer Wohnung am Stadtrand, hängt ein Poster der Scorpions an der Wand. Haarwachs von Wella steht im Regal und ein „Harry Potter“-Buch.

Sie liest Bücher aus England, hört Musik aus Deutschland und träumt von einem Leben in Amerika. Man hätte sie auf dem Maidan in Kiew vermutet, um für mehr Europa in der Ukraine zu protestieren. Aber sie nennt die Proteste im

Land Revolte. Die Demonstranten nennt sie Anarchisten und Janukowitsch einen legitimen Präsidenten. Die Revolution hat vieles vernichtet: über 80 Menschenleben auf dem Maidan, eine Präsidentschaft, ein paar Statuen. Ob sie auch etwas schaffen kann, müssen die Menschen in der Ukraine nun zeigen; ob mehr daraus wird als ein in Ost und West gespaltenes Land.

Kristina hat die anderen Beschützer gefragt, warum sie Lenin bewachen. Einer sagt, er wolle, dass die Ukraine zurückkehre zum russischen Mutterstaat. Einer sagt, Lenin sei ein Held. Einer sagt, die Westukrainer seien alle Alkoholiker.

Im Westen spricht die Mehrheit der Menschen Ukrainisch, der halbe Westen gehörte früher zum Habsburger Reich. In Lwiw gibt es Kaffeehäuser, die Apfelstrudel mit Schlagobers servieren, der so schmeckt wie in Wien. Im Osten und Süden der Ukraine gibt es Städte wie Ilitschiwsk, wo die Menschen Russisch sprechen und russisch träumen und in denen die Teigtaschen mit saurer Sahne so schmecken wie in Moskau. Hier, neben dem Lenin, finden seine Bewacher in ei-

nem Zelt Unterschlupf, auf dessen Plane Hammer und Sichel gedruckt sind.

Nur wenige Menschen in Ilitschiwsk wollen, dass ihr Lenin eingeschmolzen wird. Sie wollen nicht fotografiert oder mit echtem Namen genannt werden, aber einer von ihnen, nennen wir ihn Boris, ist bereit zu erklären, was das Problem bei der Zerstörung Lenins ist.

Erstens, sagt er, seien 90 Prozent der Bürger von Ilitschiwsk für ihn. Zweitens sei er zu tief im Boden verankert.

Boris sitzt an einem Tisch in einem Supermarkt voller Menschen, ein paar hundert Meter von der Statue entfernt. Er werde gejagt, sagt er.

Boris arbeitet als Ingenieur, er lebt in Ilitschiwsk und ist Mitglied der „Swoboda“, einer radikal nationalistischen Partei, die im Westen der Ukraine ihre Machtbasis hat und im Osten viele Feinde. Boris und andere Mitglieder der Swoboda verehren den westukrainischen Soldaten Stepan Bandera. Bandera hatte zeitweilig mit den Deutschen kollaboriert, nach dem Zweiten Weltkrieg kämpften seine Kameraden in der ukrainischen Partisanenarmee und ermordeten bis in die fünfziger Jahre sowjetische Polizisten und Parteifunktionäre. Für viele Westukrainer ist Bandera ein Held. Für Menschen wie Kristina ist er ein Nazi und Mörder.

Die Swoboda wird in diesen Tagen besonders gehasst, weil sie Russisch als Amtssprache verbieten lassen will. Die Partei fordert ein Einwanderungsverbot und die Einführung des Merkmals „Ethni-

müssen einen Bürgersinn finden, der den Süden, Norden, Osten und Westen des Landes eint. Sie müssen aus den Trümmern eine Nation errichten.

Die Nachricht von der Bedrohung des bronzenen Lenin erreichte Kristina in der Schule, wo sie Erwachsenen das Einrichten von Internetseiten beibringt. Ihre Mutter war am Telefon. „Weißt du, was in der Stadt passiert?“ Kristina fuhr nach dem Unterricht zur Statue.

Sie sagt von sich selbst, dass sie nicht politisch sei, aber sie redet in diesen Tagen von morgens bis morgens über Politik. Sie versteht, dass sich in ihrem Land Geschichte ereignet. Sie will dabei sein.

sche Zugehörigkeit“ im Personalausweis, um russischstämmige Ukrainer identifizieren zu können. Die Swoboda unterhält gute Kontakte zur deutschen NPD. Boris kennt zwei deutsche Wörter: „Danke“ und „Rasse“.

Er hat beim Bürgermeister von Ilitschiwsk einen Antrag gestellt, Lenin abzubauen und die Lenin-Straße umzubenennen, weil beide Symbole für ein verbrecherisches Regime stünden.

Boris schaut in den Supermarkt und breitet seine Armee aus, er sagt: „In der Sowjetzeit war hier alles leer. Warum wollen die Leute das zurück?“ Dann bietet er an, uns zurück zur Statue zu fahren. Aussteigen wolle er lieber nicht. Zum Abschied sagt er noch, dass Lenin schwul gewesen sei. Im Abfahren lässt er die Autofenster herunter und spielt dröhnend laut die ukrainische Nationalhymne.

Noch sind der Ukraine Ruhm und Freiheit nicht gestorben,/ noch wird uns lächeln, junge Brüder, das Schicksal.

Einer der Männer, die mit Kristina den Lenin bewachen, schaut dem Auto hinterher und sagt: „Der ist ein Tier.“

Mittags hält ein Bus vor der Statue, Kristina und die anderen Beschützer steigen ein und fahren ins 20 Kilometer entfernte Odessa. Einige ältere Männer bleiben bei Lenin. In Odessa parkt der Bus an einem Platz vor dem Gewerkschaftshaus, auf dem sich mehrere tausend Menschen versammelt haben. Es ist eine Kundgebung der Unterstützer Russlands.

Am Rand des Platzes haben ein paar Demonstranten einen Altar zur Würdigung der Berkut aufgestellt, das ist die Sondereinheit der Polizei, die den Maidan in Kiew angegriffen hatte. Die Übergangsregierung, die mittlerweile in der Ukraine an der Macht ist, hat diese Einheit aufgelöst und angekündigt, die Polizisten wegen der Toten auf dem Maidan zur Rechenschaft zu ziehen. Aber in Odessa, auf dem Platz, wo sich die Demonstranten treffen, steht ein kleines Schild mit den Worten „Ruhm Berkut“, daneben brennen Kerzen.

Kristina trägt eine weiße Flagge mit blauem Märtyrerkreuz, die Flagge der russischen Schwarzmeerflotte, die in Sewastopol auf der Krim stationiert ist. Auf dem Platz wehen auch die Fahne Odessas und die Fahne Russlands. Eine ukrainische Fahne weht in Sichtweite nirgends.

In Odessa rufen die Menschen an diesem Nachmittag „Russija, Russija“. Kristina hat ihre Kopfhörer auf. Sie schweigt und sieht so aus, als würde etwas in ihr arbeiten. Aus Lautsprechern scheppern alte Sowjethymnen mit Texten, in denen der Kampf gegen die Faschisten besungen wird. Ein Mann aus Kristinas Gruppe singt besonders schön. Er stellt sich als Maxim Skoblinsky vor. Die Frau, die neben ihm steht, sagt, er sei die „goldene Stimme von Ilitschiwsk“.



Demonstranten in Odessa: Sowjethymnen über den Widerstand gegen die Faschisten



Wächter Maxim (l.), Kristina: Gedanken in einem tiefen Bach aus Wodka



Lenin-Statue in Ilitschiwsk: Ein sieben Meter großer Zwerg

Maxim, 35, ist ein Opernsänger, der an einer Musikschule lehrt. Kristina steht mit ihm ein paar Stunden im Regen, die beiden hören sich Revolutionsreden an und fahren wieder nach Hause. Als der Bus in Ilitschiwsk hält, bekommt Maxim einen Anruf von einem Freund, der ihm sagt, dass Russland seinen Truppen den Marschbefehl auf die Krim gegeben habe. „Putin hat seine Soldaten in die Ukraine geschickt“, sagt Maxim und lächelt.

Kristina, Maxim und ein paar andere setzen sich in ein Café und bestellen Cognac und Gin Tonic, um auf die guten Nachrichten anzustoßen. Bald steht auch eine Flasche weißrussischer Wodka auf dem Tisch, Maxim hat darauf geachtet, dass kein ukrainisches Produkt bestellt wird.

Kristina und Maxim erheben ihr Glas auf die Freundschaft. Sie spülen mit Mangosaft nach. Der zweite Toast gilt der Schönheit der Frauen. Na sdorowje. Der dritte Toast gilt dem Rock'n'Roll. Der vierte Toast gilt uns, den Reportern aus Deutschland, und dass wir die Wahrheit schreiben mögen. Der Wodka schlägt schnell an. Maxim steht auf, summt ein wenig vor sich hin und sagt dann: „Das ist das Ständchen von Don Juan von Tschaikowski.“ Er singt:

Für die schönen Frauen schallen/ viele Lieder, fließt auch Blut,/ doch der herrlichsten von allen,/ ihr, gilt mein Lied und Blut und Gut!

Der erste Toast gilt der Freundschaft, der zweite der Schönheit der Frauen, der dritte dem Rock'n'Roll.

Als Maxim gesungen hat, hält er einen kurzen Vortrag über die Sowjetunion, den er mit den Worten beginnt: „Eigentlich sagt keiner, dass es schlimm war. In jeder Ideologie gibt es Dinge, die die Menschen übertreiben.“ Dann spricht er von den vielen Medaillen, die die Sowjets bei den Olympischen Spielen gewonnen haben, und von der guten Musikausbildung, die es damals gab. Die Wirtschaft sei in der Sowjetunion auch sehr gut gewesen. Maxim sagt: „Damals war es mehr demokratisch, weil uns Amerika nicht vorgeschrieben hat, was wir tun müssen.“

Ein Problem in diesem Konflikt ist die russische Propaganda. Viele Menschen in Ilitschiwsk schauen russisches Fernsehen, und wer zu viel davon sieht, kann anfangen zu glauben, dass die Sowjetunion eine funktionierende Wirtschaft besessen habe, Amerika grundsätzlich böse sei und Putin ein vorbildlicher Staatsmann.

Die Kellnerin bringt eine neue Flasche. Maxim sagt: „Ich möchte trinken, damit wir alle Menschen bleiben. Schwarze, Weiße, Grüne, Ukrainer, Russen. Wir sind Menschen. Das muss die Hauptsache bleiben.“

Dann trinkt Maxim und redet davon, wie sehr er die Westukrainer hasst. Sein jüdischer Urgroßvater sei in einem Konzentrationslager ermordet worden, sagt er, in dem Westukrainer Dienst getan haben. Und Maxim sei einmal im westukrainischen Lwiw von einer Kassierererin nicht bedient worden, weil er Russisch sprach.

Der Osten und der Westen der Ukraine hatten immer das Problem, sich auf eine gemeinsame Erzählung zu einigen. Die Ukraine lag im Brennpunkt der schwersten Konflikte des 20. Jahrhunderts. Schon vor dem Ersten Weltkrieg gehörte ein Teil der heutigen Ukraine zu Österreich-Ungarn, der andere zum Russischen Kaiserreich. Danach wurde das Land zwischen der Tschechoslowakei, Polen, Rumänien und der Sowjetunion aufgeteilt. Während des Zweiten Weltkriegs kollaborierten Ukrainer mit der deutschen Wehrmacht. Sie brachten sich gegenseitig um. Es gibt kaum gemeinsame Helden.

Bisher waren sich die Ukrainer zumindest einig darüber, dass Kiew die Hauptstadt ist, die beide Landesteile vereint. Nun ist Kiew in der Hand der Aufständischen, und die sind aus Sicht von Maxim und vielen Ostukrainern Westfaschisten.

Kristina hat in großen Schlucken mitgetrunken und lange geschwiegen, sie hebt ihr Glas und sagt: „Ich möchte trinken, damit wir einen Menschen finden,

der unser Land zusammenbringt. Ich will, dass wir alle zusammenkommen.“

Sie sieht ein wenig erschrocken aus über den eigenen Satz. Er passt nicht zur Kriegerhetorik ihrer Freunde. Er passt nicht zur Wut auf dem Maidan, zur Brutalität der Berkut-Polizisten oder zum Chaos im Parlament. Es ist, als hätte Kristina eine Kerze in der Nacht entzündet, ein Licht der Hoffnung.

Maxim erhebt sich langsam von seinem Stuhl und sagt: „Ich werde nicht mit denen an der Fahne stehen.“

„Möchtest du gegen den Westen kämpfen?“

„Der Westen möchte gegen uns kämpfen. Ich war im Westen. Ich weiß, welche Leute das sind.“

Kristina sagt: „Wir müssen einen Kompromiss finden, sonst wird unser Land von den anderen verteilt.“

Maxim holt tief Luft und hält einen längeren Vortrag. Er redet, als würden seine Gedanken in einem tiefen Bach aus Wodka versinken, aber am Ende findet er einen Moment der Klarheit und sagt: „Ich will keinen Kompromiss. Liebe Freunde, ich will nicht polemisch werden, aber Kristina ist ein Provokateur.“

Die beiden stehen sich gegenüber wie bei einem Duell. Der zarte Maxim, der Kriegstreiber, und die starke, in Leder gekleidete Kristina. Sie sagt: „Soll ich dich mit dem Stuhl schlagen?“

Sie rennt aus dem Café und geht allein die Platanenallee hinauf. Am Ende der Straße steht der goldene Lenin. Er ist noch da. Kristina sagt, sie wisse, dass Lenin kein guter Mensch gewesen sei. Sie weiß, dass er für den Tod von Tausenden Menschen verantwortlich ist, die er töten ließ, weil sie gegen ihn waren. Aber er steht auch für ein multinationales Miteinander. Im letzten Jahrzehnt der Sowjetunion lebten Armenier, Juden, Aserbaidschaner, Westukrainer, Ostukrainer und Südukrainer zusammen in einem Staat. Wenn man Kristina fragt, warum sie den goldenen Lenin bewache, sagt sie, dass sie die Stadt vor den Westukrainern beschützen wolle. Und wenn man sie fragt, ob sie glaube, dass die Westukrainer jemals kommen werden, um Lenin vom Sockel zu hauen, sagt sie: „Nein.“

Es geht um mehr als um eine Statue aus Bronze. Die Menschen in Ilitschiwsk haben wenig Geld, graue Häuser und Schlaglöcher in den Straßen, aber sie haben einen Strand und das Schwarze Meer, sie haben Freunde und Liebe, sie haben die russische Sprache und eine Identität, und bisher hatten sie die Gewissheit, dass sie auch morgen noch entscheiden dürfen, wie sie leben wollen. Diese Gewissheit ist mit dem alten Regime untergegangen.

Eigentlich wollen die Menschen, egal in welcher Hälfte der Ukraine, im Osten wie im Westen, nur, dass sie ihr Leben so leben dürfen, wie sie das für richtig halten. Sie wollen Freiheit.

An diesem Abend sagt Kristina, dass sie gern auswandern würde, Kanada wäre schön. Im vergangenen Jahr war sie für einen Monat in Toronto und besuchte einen Englischkurs. Ihre Mutter hatte ihr Auto verkauft, damit sie der Tochter die Reise bezahlen konnte. Kristina sagt, dass sie es eigentlich nicht schlimm fände, wenn der Lenin abgebaut werden würde. Vielleicht könnte man an die Stelle einen Springbrunnen setzen.

Am nächsten Morgen umhüllt dicker Nebel den Kopf von Lenin. Das Feuer in der Öltonne glimmt nur noch. Kristina sieht müde aus. Der Bus mit den bewaffneten Westukrainern ist nicht gekommen. Es gibt ein neues Gerücht, diesmal kommt es aus dem Rathaus. Die Stadt wolle Lenin demontieren, heißt es, Techniker wollen ihn renovieren und die Risse kitten, die sich durch seine Füße ziehen, dann soll die Statue wieder aufgebaut werden.



Video: Kampf um den goldenen Lenin

spiegel.de/app112014lenin oder in der App DER SPIEGEL